



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das junge Deutschland

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das Christentum macht, wie die Erfahrung lehrt, keine Ausnahme von der allgemeinen Regel, daß jede der im Menschengeschlecht waltenden geistigen Mächte der Gegen- und Mitwirkung aller andern bedarf, wenn sie nicht entweder in Einseitigkeit verkümmern oder sich in grobe Verirrungen verlieren soll. Aber zu Zeus und Apollon, zu Hermes und Aphrodite kann heute kein Mensch von gesunden Sinnen mehr beten; Religion ist für den vollkommen entwickelten, gebildeten und unterrichteten Geist nur noch in der Gestalt des Christentums möglich. Und der Kulturwert dieser vollkommensten Gestalt der Religion ist um so höher zu schätzen, weil ihre Urkunden in einfachen, großen Umrissen ein Bild von dem Zusammenhange der Weltbegebenheiten darbieten, das dem Kinde, dem Volke genügt, dem Gelehrten aber bei der mühevollen Arbeit, in der verwirrenden Fülle widerspruchsvoller Erscheinungen einen Zusammenhang zu ergründen, als leitendes Musterbild vorschwebt. Wie hoch steht das Alte Testament schon als Geschichtsquelle über den Fabeleien der meisten orientalischen Völker, wie hoch die ganze Bibel, die den Menschen vom Himmel durch die Welt — nicht zur Hölle, sondern zurück zum Himmel führt, mit ihrer schlichten Darstellung der Kulturentwicklung, ihrer sinnvollen Aufeinanderfolge der Weltreiche selbst über dem guten Herodot, der zwar das Walten der Götter im Menschenleben nicht erkennt, aber doch seine Völkerschaften noch mit der kindlichen Freude des freundlichen Guckkastenmannes dem Beschauer vorführt!



Das junge Deutschland



In den Märchen von „Tausend und eine Nacht“ findet sich die Geschichte von dem Fischer und dem Geist, den König Salomo in eine messingne Flasche verschlossen hatte, deren bleiernes Siegel von dem arglosen Fischer geöffnet wird. Der glückliche Finder, der das Gefäß in seinem Netz aus Meerestiefen zu Tage gefördert hat, setzte die Flasche an den Mund und schüttelte sie, aber es kam nichts heraus. Der Fischer war darüber sehr erstaunt. Doch nach einer Weile stieg Rauch aus der Flasche empor, der sich über die Erde verbreitete und immer zunahm, bis er das ganze Meer bedeckte, dann stieg er gegen die Wolken des Himmels. Als dann aller Rauch aus der Flasche war, verdichtete und vereinigte er sich und ward zu einem Geiste, dessen Füße auf der Erde waren, und dessen Haupt bis in die Wolken ging. Er hatte einen Kopf wie ein Brunnenloch, Vorderzähne wie eiserne Haken, einen Mund wie eine Höhle,

Zähne wie Felsensteine, Nasenlöcher wie Trompeten, Ohren wie Tartfchen, einen Schlund wie eine Gasse, Augen wie Laternen, mit einem Worte, er war abscheulich häßlich. Friede sei mit uns!

So oft wir in den letzten Jahren den ziemlich häufig unternommenen Versuchen einer Rettung oder Heiligsprechung der Litteraturperiode und Schriftstellergruppe begegneten, die in unsrer Litteraturgeschichte und politischen Geschichte unter dem Namen des „jungen Deutschland“ läuft, so oft haben wir das Bild der Flasche vor Augen gehabt, aus der zuerst nichts herauskommt, dann aber der Rauch, der Erde und Meer bedeckt, und schließlich der häßliche Geist mit dem ungeheuern Mund und Schlund emporsteigt. Es ist eine schöne Sache um die historische Gerechtigkeit, und wir stellen die Pflicht, ihr zu dienen, natürlich nicht in Frage. Aber man kann doch einen Seufzer nicht unterdrücken, wenn man sich, um wirkliches oder vermeintes altes Unrecht auszugleichen oder Vorurteile aus der eignen Anschauung zu bannen, genötigt sieht, in die schwüle Atmosphäre vergangner meist kleinlicher und unerquicklicher Kämpfe zu tauchen, eine lange mühselige Wandrung durch öde Strecken, über Geröll und Gestrüpp zurückzulegen. Und wenn nur am Ziele die blaue Blume oder irgend eine seither verborgne Hecke voll köstlicher Früchte winkte! Wenn es nur gälte, noch unbekannte Offenbarungen des Genius zu empfangen, auf einen andern Werther oder eine andre Sphigenie hingewiesen zu werden, einen verschütteten Brunnen zu öffnen, dem ein Strom frischer Lyrik entrauschte, Rückert'sche, Eichendorff'sche, Mörike'sche Liederpoesie, wenn wir Aussicht hätten, verlorne Perlen der Erzählungskunst wiederzufinden, Erzählungen etwa von Kähler und Kopisch, von Rumohr und August Wolf (wie es im Novellenschatz von Heyse und Kurz geschehen ist), ja wenn es sich nur um ein paar frisch unterhaltende Bücher handelte, die mit Unrecht von der Flut der nachkommenden überspült worden sind und nun für einen kleinen Kreis empfänglicher Menschen wieder zu Ehren gebracht werden sollten! Aber da es darauf hinausläuft, das Verhältnis einer verworrenen und anspruchsvollen Halbpublizistik, Halbphilosophie, Halbpoesie zu den herrschenden bedauernswert geistlosen Gewalten vergangner Tage zu untersuchen, einen Wust mit Recht vergeßner geschmackloser und innerlich unreifer Werke auf ihre entwicklungsfähigen Reime hin zu prüfen, die sie doch trotzallem enthielten, eine Fülle mit politischem und persönlichem Haß und Mißwillen verquickter leidenschaftlicher Anklagen auf ihr wahres Maß zurückzuführen, da es gilt, den etwaigen Anteil der jungdeutschen Litteratur an der langjährigen Herrschaft des Liberalismus in unserm deutschen Leben genauer und gerechter abzuwägen, da uns die historische Gerechtigkeit verpflichtet, den Sinn und den berechtigten Drang aus Unsinn und künstlichem Titanentum herauszuklauben, so empfindet man nicht gerade Freude, wenn der Weg zu der Zeit zwischen 1840 und 1830 wieder einmal gewandelt werden muß. Wie man's auch immer anfangen mag,

der ungeheuerliche Geist aus dem orientalischen Märchen droht der Flasche zu entsteigen, und mit ihm viel, unendlich viel Rauch!

Und doch — wenn ein umfassendes Werk, die Frucht jahrelanger ernster Arbeit, jugendmutiger Hingebung an die Zeit und die Erscheinungen, die hier in Frage stehen, unsre Teilnahme in Anspruch nimmt, wenn ein Buch wie Das junge Deutschland von Johannes Brölß*) mit seinen achthundert Seiten, seinem wirklich reichen und bedeutenden Inhalt an die ernste Prüfung des Litteraturfreundes, des historisch Gebildeten herantritt, wenn man den Ernst, den Eifer, die Sorgfalt, die frische Darstellungslust, die seltene Pietät für Männer und Bestrebungen der Vergangenheit recht würdigt, die in diesem Buche zu Tage kommen, so muß man lebhafteste Genugthuung empfinden, daß inmitten der in sich selbst verliebten, von ihren wirklichen und vermeinten Aufgaben bis zur Sinnlosigkeit abgekehrten Gegenwart, angesichts der vergnügten Flachheit, die bei den Neuesten das große Wort führt und sich höchstens mit renommistischen Kraftphrasen auspuzt, ein junger Schriftsteller sich in umfassende Studien versenkt, um den vergessenen Anfängen einer Schriftstellergruppe gerecht zu werden, deren Glanztage gleichfalls schon hinter uns liegen. Wahrlich, wo sich ein warmer und meist verständnisvoller Anteil an der litterarischen Vergangenheit, an einem Stoff, an Verhältnissen und Zuständen bethätigt, die noch nicht akademisch geworden sind, und mit denen sich weder ein Lehrstuhl der germanischen Philologie noch der neuern Litteraturgeschichte erringen läßt, da ziemt es sich zuvörderst, alle subjektiven Bedenken beiseite zu schieben und sich über die selbstlose Sachlichkeit, die hier bewährt wird, zu freuen. Eine Arbeit, wie das vorliegende Buch über „Das junge Deutschland“ hat den vollsten Anspruch auf eingehende Prüfung; schon beim bloßen Blättern in dem umfangreichen Bande läßt sich erkennen, daß dem Verfasser eine Fülle seither völlig unbekanntem neuen Materials neben vielem beiseite geschobnen und verstaubten zu Gebote gestanden hat, daß vielbesprochene Begebenheiten und Beziehungen in andre Beleuchtung treten, und daß auch der entschiedenste Gegner der von Johannes Brölß untersuchten und glorifizirten Litteraturbewegung das Buch nicht ohne Gewinn und mannichfache Belehrung lesen wird. Eine eingehende Beschäftigung mit dem breit angelegten und liebevoll ausgeführten Zeitbilde wird ohne Zweifel einzelne Wirkungen auf die historische Anschauung und das litterarhistorische Urteil haben, auch wenn sie in der Grundstimmung, mit der tiefere, lebensfrischere und künstlerische Naturen den Werken und Tagen des jungen Deutschlands gegenüberstehen, keine Umwälzung hervorruft.

*) Das junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte von Johannes Brölß. Mit den Bildnissen von Gutzkow und Laube. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1892.

Brölß leitet seine Darstellung mit einer Charakteristik der politischen Zustände ein, die in Deutschland dem Weltfrieden von 1815 folgten und in den dreißiger Jahren fast allgemeine und tiefgehende Unzufriedenheit erregten. Die Abhängigkeit des deutschen Bundestags und der meisten Bundesregierungen von der in Wien maßgebenden angeblich konservativen Anschauung, die mit aristokratischer Insolenz und schlechtthin frevelhaftem Bildungshatz jedes nationale Bedürfnis der Deutschen mißachtete und in der unbeweglichen Aufrechterhaltung auch der unwürdigsten Zustände einen Triumph ihrer Staatskunst erblickte, der Widerspruch zwischen der erweckten geistigen Regsamkeit, der vertieften Bildung der gesamten mittlern Schichten des deutschen Volkes und der blöden Unterordnung und Bescheidung, die man ihnen anstamm, die Unverträglichkeit des von Wien aus geforderten Quietismus mit allen gesellschaftlichen Verhältnissen, mit der Arbeit, dem täglich wachsenden Wohlstande der Nation, müssen immer und immer wieder geschildert und hervorgehoben werden, wenn man das Recht des inzwischen so fadenscheinig gewordenen Liberalismus und die grundsätzlich oppositionelle Haltung großer Lebenskreise in den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren verstehen will. Der Verfasser des „Jungen Deutschlands“ hat im Verlauf seiner Darstellung nur allzureiche Gelegenheit, auf die Sinnlosigkeit und das Elend jener Zustände zurückzuweisen und aus ihnen heraus eine Menge von Erscheinungen zu rechtfertigen oder doch zu erklären. Den Standpunkt, den er dabei einnimmt, faßt er etwa in die Sätze zusammen: „Während die politische Geschichtschreibung unsrer Tage das Werden und Wachsen Deutschlands zum Reich, soweit es sich um die Leistungen der Staatskunst und des Heerwesens handelt, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erforscht und dargestellt hat, ist der Einfluß der Litteratur auf die Gestaltung unsers Vaterlandes zum in Einheit gefesteten Rechtsstaat noch keineswegs in gleicher Weise zu gerechter Würdigung gelangt. Wohl leugnet niemand, daß die Wandlung aus dem ob seiner politischen Schwäche und Kleinstaaterei im Auslande belächelten Volke der Denker und Dichter zu einer machtvoll geeinten Nation zur Voraussetzung hatte das Lehren und Singen jener Denker und Dichter, die der Sehnsucht des Volkes Deutung und Worte gaben, in den Jahren, da die Politik der deutschen Kabinette nichts leidenschaftlicher bekämpfte, als die Einigung der deutschen Völker zum Reich. — Die Vorbereitung des deutschen Reiches durch die Wortführer des deutschen Volkes harret noch ihres Darstellers, der mit gleicher Treue und Hingabe die Akten derselben zu studiren hätte, was freilich weit schwieriger ist, da diese nicht in den Staatsarchiven verwahrt und geordnet sind, und Seelenschwingungen und Gedankenströme im großen Volksleben sich nicht in diplomatischen Noten ausdrücken. Als eine Vorarbeit zu solchem Werke will die folgende Geschichte des »jungen Deutschland« betrachtet sein. Sie ist ein Versuch der Lösung jener Riesenaufgabe auf begrenztem Gebiet. Sie ist eine »Rettung« im Sinne Lessings zu Gunsten

einer viel verkannten, viel verlästerten und doch höchst interessanten, verdienstvollen und für alle Zeit bedeutsamen Epoche deutscher Geistesgeschichte, deren bisherige Darsteller auf die genaue Kenntnis der Quellen und Akten verzichten mußten. — Die Geschichte des jungen Deutschlands ist eine zweite Sturm- und Drangperiode, welche die Blütezeit des poetischen, wissenschaftlichen und politischen Realismus in unserm Jahrhundert eben so einleitete, wie die Sturm- und Drangperiode der Geniezeit die Blüte unsrer klassischen Litteraturperiode eingeleitet hat. Es fiel ihr die Aufgabe zu, das poetische Können dem politischen Ideenstrom sowie den Anforderungen der gewaltigen neuen Großmacht des geistigen Lebens, der deutschen Presse, anzupassen, die alle bisherigen litterarischen Wirkungsmittel überschattend, unter den Wettern der Zeit mächtig empornwuchs. Von der Litteratur, die vom Geiste einer solchen Übergangsgährung erfüllt ist, darf man keine fertigen Systeme, keine Meisterwerke der Dichtkunst, überhaupt keine Reife verlangen. Wer hat von den Briefen der Dunkelmänner, den Streit- und Trugschriften der Pioniere des Humanismus und der Reformation deshalb gering[schätzig] gesprochen, weil sie nicht schön und klar gestaltet sind, wie Homers Heldenlieder? Auch der Frühling bietet nur Knospen und Blüten, die noch dazu unter Sturm und Regen aus welchem Herbstlaub und winterlichem Rinnsal hervorbrechen. Aber Frische bietet er, Werden auf allen Feldern, und die Litteratur solcher Frühlingszeiten der Geschichte kann nur gewürdigt werden, wie ein neuerer Dichter von Hutten's Wirken gesagt hat als »sprühender, blitzender, ins Jahrhundert hinein wetterleuchtender Geist.« — Und endlich: Wir gewahren, wie in gewissen Übergangszeiten Alter und Jugend das Szepter tauschen, wie einer Epoche, deren Schicksal die Tugenden und Fehler des Alters bestimmen, eine andre folgt, in der eine Generation von Jünglingen die Entwicklung der allgemeinen Interessen beeinflusst: in dieser übersäumendes Wollen, thatenfröhliches Hoffen, selbstlose Hingabe an ideale Güter und der Trieb, für deren Verwirklichung zu kämpfen oder zu fallen; in der andern die ernste Sorge, geliebten Besitz festzuhalten, das Bestehende vor Erschütterung und Zerstörung zu schützen und Neuerungen, deren Wirkungen bedenklich erscheinen, nach Möglichkeit abzuwenden. Da mächtig treibende Reformideen und Fortschrittsgedanken, hier der Wunsch nach Ruhe und Reaktion gegen den Andrang eines neuen Geschlechts mit unklaren Forderungen. Alter und Jugend — sie haben widerstreitende Bedürfnisse und Kräfte; Jugend will blühen, das Alter ernten. Zeiten ruhigen Wachstums der Kultur zeigen den Widerstreit dieser Interessen in fruchtbarer Wechselwirkung und harmonischem Gleichgewicht. Wenn aber das Alter in eigensinniger Selbstüberschätzung seine Macht mißbraucht und alles werdende mit Unterdrückung empfängt, so ist Stagnation und greisenhafte Unfruchtbarkeit die traurige Folge. Reißt dann wieder die Jugend im Verzweigungskampf oder Übermut alle Herrschaft an sich, ohne genügendes

Gegengewicht von seiten gereifter Manneskraft, so tritt die Welt in das Zeichen der Revolution.“

Wie aus diesen Sätzen hervorgeht, handelt es sich für Prölß darum, in erster Linie die tiefer reichende Bedeutung der jungdeutschen Schriftsteller und ihrer litterarischen Anfänge (denn nur von diesen bis etwa zu Ausgang der dreißiger Jahre ist in dem umfassenden Bande die Rede, und auf die spätere Entwicklung wirft der Verfasser nur einen raschen und summarischen Überblick) für die politische Bewegung zu erweisen, durch die die Neugründung des deutschen Reiches vorbereitet und nach harten und schweren Kämpfen bewirkt worden ist, weiterhin aber die geistige Bewegung zwischen 1830 und 1835 als eine solche zu charakterisieren, in der die Ausfaat zu spätern Ernten gestreut worden sei, die endlich, trotz ihrer unreifen Ausschreitungen, das gute Recht der Jugend gegenüber einer greisenhaft erstarrten und impotent gewordenen Welt- und Litteraturauffassung, das Recht, das jede „Revolution“ in sich trägt, für sich gehabt habe. Da die Darstellung des Verfassers in dem Bundesbeschlusse von 1835, der die gesamten auch künftigen Schriften Heines, Gutzkows, Laubes, Wienbargs und Theodor Mundts verurteilte und verbot, ihren Höhepunkt sucht und findet, so stehen natürlich die Beziehungen des jungen Deutschlands zu den Zeit- und Streitfragen der dreißiger Jahre im Vordergrund. Und obwohl sich Prölß überall bemüht, das poetische Element auch in den unpoetischen Erstlingschriften der Jungdeutschen eifrig hervorzuheben, so nimmt doch der genauere und zum Teil sehr interessante Nachweis der publizistischen Bestrebungen und Beziehungen der genannten Schriftsteller einen breiten Raum ein und bildet einen der wichtigsten Teile des Buches. Für diesen Teil stand dem Verfasser das reiche Archiv der F. G. Cottaischen Buchhandlung, die Korrespondenz des deutschen Buchhändlerfürsten Johann Friedrich Cotta, des Begründers und Besitzers der „Allgemeinen Zeitung“, der „Politischen Annalen“ und des „Morgenblattes“, mit Börne, Heine, Gutzkow u. s. w. als eine bisher unererschloßne Quelle zu Gebot, die uns mit einer Fülle neuer Einzelheiten bereichert. Gleich das zweite Kapitel: „Johann Friedrich Cotta und Börne“ bietet eine wichtige Ergänzung zu allen Biographien Börnes. Es bestätigt, daß Börnes jeanpaulisirende halbbelletristische Aufsätze im Grunde nur Behelfe und Zugeständnisse an die friedliche Stimmung und Ruhesehnsucht des deutschen Publikums in den zwanziger Jahren waren, und daß der Erfinder des „zeitgemäßen Feuilletons“, als den Prölß Börne charakterisirt, zwar einerseits den lebhaftesten Wunsch hegte, die Erscheinungen des Tages, die politischen Bewegungen der Zeit und im Grunde nur diese zu besprechen, scharf und leidenschaftlich zu erörtern, daß es ihm aber andererseits persönliche Gewohnheiten und die Reizbarkeit seines Naturells fast unmöglich machten, unter dem damaligen brutalen Druck einer Zensur, die stellenweise an den Blödsinn streifte, regelmäßig publizistisch zu wirken.

Die mitgeteilten Briefe an Cotta zeigen Börne unablässig in diesem Zwiespalt. Sie bringen auch einen letzten entscheidenden Beweis (ohne daß es dieses Beweises noch bedurft hätte), von welcher fanatischen Einseitigkeit Börne befeelt war, sobald es sich darum handelte, „die Litteratur mit dem Leben, das heißt die Ideen mit der wirklichen Welt zu verbinden.“ Der Brief vom 10. März 1821, worin er sein Programm eines litterarischen Tageblattes giebt, worin er neben der Forderung, jedes Werk wesentlich darnach zu beurteilen, wie es auf das Leben der Zeit zu wirken vermöge, den Vorschlag macht, „den Maßstab der neuern Zeit an die Werke der ältern zu legen“ und Wilhelm Meister, Titan, die Pucelle, die Heloise, Lessings Dramaturgie so zu besprechen, „als wären sie erst erschienen,“ und „es darauf ankommen zu lassen, ob dieses Urteil einer neuen Instanz mit dem frühern übereinstimme oder davon abweiche“ ist äußerst lehrreich. Denn es wird niemand verkennen, daß in beiden Forderungen etwas Richtiges liegt, sofern wirklich das Leben, dem alle Litteratur und die poetische zumal entstammen muß und die Wirkung der Vergangenheit angehöriger Geistes- und Phantasiwerke auf die Gegenwart dabei gemeint wären. Da aber Börne schon damals und mit jedem Jahre mehr unter Leben allein und ausschließlich das politische Leben verstand, da er davon durchdrungen war, daß „die wahre Geschichte jedes Tages wigiger als Molière und erhabner als Shakespeare“ sei, so handelte es sich bei ihm und bei der großen Zahl von Schriftstellern, die er in seine Bahnen zog, nicht bloß um eine Einseitigkeit, sondern geradezu um einen Grundirrtum, der dem jungen Deutschland verhängnisvoll geworden ist. Die Zeitung des Tages spiegelt, selbst in den politisch erregtesten, kampfreichsten Zeiten, eben nur einen lächerlich geringen Bruchteil des Lebens, die wichtigsten Kammerverhandlungen und Stadtverordnetenversammlungen sind höchst bescheidne Dinge gegenüber der Unendlichkeit des Menschendaseins. Börne und seine Nachfolger sahen die Karrikatur des Bildungsmenschen, der kein „Bürger“ war, sie haben das schlimmere Zerrbild des „Bürgers,“ der kein Mensch ist, und dessen Bürgertum im Grunde doch eine verzweifelte Ähnlichkeit mit Holbergs antiquirtem politischen Kannengießer hat, nicht erlebt, wie wir. Es ist ja ganz richtig und „Das junge Deutschland“ bringt neue Beweise dafür, daß es zwischen 1815 und 1848 schwer genug war, sich einer Überschätzung des politischen Lebens zu erwehren. Der Mensch ist immer geneigt, sich nach dem zu sehnen, was ihm fehlt und entzogen wird. Und die Regenten- und Regierungsweisheit im damaligen Deutschland ging über ein dürftiges und peinliches Bevormunden selten hinaus, man schwang sich trotz der mit dem Zollverein gemachten Erfahrung nicht einmal zu der Erkenntnis auf, daß man mit Befriedigung der eigentlichen Nationalwünsche, mit Anbahnung der Einheit dem Liberalismus seinen schärfsten Stachel genommen hätte. Kein Wunder, daß die Stimmung, in der Börne sein Leben verbracht hatte, nach und nach allgemeiner wurde. Die Opposition wurde negativer,

immer gehässiger auch gegen alles, was im Vaterlande gut, tüchtig, ehrwürdig war, immer gleichgiltiger gegen alle positiven Güter, die man noch besaß, weil das eine fehlte, das not that. Sie glich einem Manne, der sich durch ein gelähmtes Bein am freien Daseinsgenuß behindert sieht, jedes Mittel wider die Lähmung braucht, auch verzweifelte Mittel, mit denen er seinen ganzen Körper vergiftet.

Die Betonung von Börnes Unabhängigkeitsfinn und Gesinnungstreue, die er namentlich in jenem entscheidenden Augenblick seines Lebens bewährte, wo sein Vater Anstalten traf, ihm eine Anstellung in Wien zu verschaffen, wo man damals ohne Zweifel die Feder des geistvollen Schriftstellers gern gekauft hätte, ist gerecht, sagt aber nichts wesentlich neues. Pröhl hebt hervor, daß Börne damals noch von Sehnsucht „nach allen höhern Genüssen, vom Verlangen nach Glück und nach Schönheitsverklärung des Daseins“ erfüllt gewesen sei. Da ziemt es sich, die Tapferkeit seines Verzichts zu preisen. Aber man darf doch auch nicht vergessen, daß es in jenen wunderlichen Tagen kleine Schriftsteller gab, die weit schlechter gestellt und weit aussichtsloser waren, als Börne (der bestimmt auf ein zukünftiges eignes Vermögen aus väterlicher Erbschaft zählen durfte), und die in aller Frugalität, ja Dürftigkeit ihres Daseins tapfer bei der erwählten Fahne des Liberalismus aushielten. Gustav Freytag hat in seinem Aufsatz über „Jakob Kaufmann,“ den wackern böhmischen Judenknaben, das charakteristische Bild eines solchen Unberühmten gezeichnet.

Das dritte Kapitel des Pröhl'schen Buches behandelt „Heine als Zeitschriftsteller.“ Auch in diesem wird über die Beziehungen Heines zu Cotta und dessen Zeitschriften mancherlei Neues mitgeteilt, obwohl das Neue doch immer wieder zu dem Ergebnis führt, daß Heines Subjektivismus ein Unterordnen unter die Partei ausschloß, daß seine charakterlose Klugheit ein gelegentliches Verhandeln mit den herrschenden Gewalten anriet und ihn ohne sonderliches Bedenken eine Pension der französischen Regierung annehmen ließ, daß aber „sein Geist viel zu zügellos, seine Subjektivität ihm selber viel zu unberechenbar war,“ als daß er hätte zum „Soldschreiber“ im Dienst einer ihm fremden Sache heruntersinken können. „Wie keinen Wit, so konnte er keine Wahrheit unterdrücken, wenn sie ihm zündend durchs Hirn fuhr. Je stärker seine Begeisterung für die Idee irgend einer Lebensmacht war, um so unbezwinglicher war sein Spott über das Unzulängliche ihrer realen Erscheinung.“ Die Vergleichenungen Heines mit Lord Byron, der Nachweis des fortwährend, auch in seinen Journalartikeln und namentlich in den Pariser Korrespondenzen an die „Allgemeine Zeitung“ durchschlagenden künstlerischen Naturells, der Vorausblick auf die spätern Werke des Dichters, die Charakteristik ihrer Wirkung auf das jüngere Geschlecht fesselt den Verfasser so, daß er darüber vergißt, die Summe unedler Bosheit, eitler Nachsucht und frevelnder Spottlust abzuschätzen, die neben Heines glänzenden Eigenschaften, neben dem gerühmten

„elementarischen Geist, der in der Sticlucht jener Tage gewirkt wie der Blitz, der die lastende Spannung schwerer Gewitterwolken löst,“ unablässig in dem Dichter des „Wintermärchens“ und im Verfasser des „Schwabenspiegels“ thätig gewesen sind.

Sehr ausführlich und mit wärmstem Anteil werden in den folgenden Kapiteln „Laubes und Gutzkows Anfänge“ geschildert. J. Pröhl hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, Dingen nachzugehen, von denen die beiden Schriftsteller selbst in ihren „Jugenderinnerungen“ nur flüchtig oder wie Gutzkow in dem Buche „Aus der Knabenzeit“ nur in halb poetischer Verschleierung gesprochen haben. Ohne Zweifel steht dem Herzen des Verfassers der bedeutenderen dieser beiden Schriftsteller, Gutzkow, näher als Laube, die Jugendgeschichte Gutzkows wird eingehender und aus den mannichfaltigsten Quellen geschildert, besondre Aufzeichnungen seiner Mitschüler aus dem Berliner Friedrichs-Werderischen Gymnasium und die Akten der Berliner Universität herangezogen, um außer den maßgebenden auch die kleinsten Umstände der Entwicklung gerade dieses jungdeutschen Schriftstellers dem Leser näher zu bringen. Dennoch und da Pröhl mit frischer, naiver Erzählungslust zu Werke geht, stellt sich jedem Unbefangnen schnell heraus, um wie viel näher Laube durch Geburt und Jugendchickale dem Ideal einer realistischen Poesie stand als Gutzkow, und viel leichter ihm in späterer Zeit der Übergang zur nicht tendenziösen Poesie oder leider nur Belletristik werden mußte. Die tiefere Natur Gutzkows, von vornherein elegisch angehaucht, überließ sich ihren Jugendeindrücken nicht so unbefangen wie der schlesische Gymnasiast und Student, sondern lebte schon damals in einer Welt grüblerischer Reflexion, die durch weit ausgebreitete Lektüre genährt, übrigens nach Jean Pauls Vorbild von dem Lichte jugendlichen Humors vergoldet wurde. Die eingehende Beschäftigung mit Gutzkows Studiengänge, der entweder für die Kanzel oder für das Amt eines philologisch gelehrten Gymnasiallehrers oder endlich — nach Gutzkows eigenstem Wunsche — für das Katheder des akademischen Philosophen vorbereiten sollte, erweist aufs neue, welche Vielseitigkeit, nicht encyclopädischer sondern überall gründlich vertiefter Bildung sich Gutzkow schon in seinen Universitätsjahren angeeignet hatte. Interessant sind die Mitteilungen, die Pröhl über die erste von Gutzkow schon als Student begründete und geschriebne, heute fast gänzlich verschwundene und verschollne Zeitschrift „Forum der Journallitteratur“ macht. Mit Recht hat er vermutet, daß diese erste naive, unabhängige Aussprache der ihn bewegenden Ideen für die Erkenntnis Gutzkows wichtig sein müsse. Er charakterisirt den Gesamteindruck dieser Zeitschrift mit den Worten: „Ein seltsames Werk, halb wissenschaftlich, halb schöngestig, dieser erste Versuch eines antikritischen Journals. Durch das Ganze weht der Geist eines hochgespannten Idealismus; eine Fülle origineller Gedanken, geistreicher Bemerkungen, gährender Ideen und paradoxer Hypothesen tritt uns in einer Fassung entgegen,

deren barocker Stil zwischen philosophischer Deduktion und bilderprunkenden »Streckversen« in Jean Paulscher Manier die Mitte hält.“ Auch sonst bringt dies Kapitel und das ihm folgende fünfte „Der Adjutant Menzels“ eine Menge seither unbekannter Einzelheiten, die freilich in einer Biographie Gutzkows noch besser am Platze sein würden als in einem Buche über das „Junge Deutschland.“ In der Besprechung der damaligen litterarischen Thätigkeit Gutzkows hebt Brölz dessen scharfen Spürsinn für keimende politische Entwicklungen, seine merkwürdige Voraussicht der unklaren für Preußen wie Deutschland verhängnisvollen Richtungen Friedrich Wilhelms des Vierten schon zu Anfang der dreißiger Jahre, überhaupt sein ungewöhnliches publizistisches Talent gebührend hervor, bedauert, daß sich Gutzkow unter Menzels Einwirkung von der Pflege seines lyrischen und erzählenden Talents abdrängen ließ, muß aber doch schließlich zugestehen, daß seines Helden erstes Buch, die „Briefe eines Narren an eine Närrin,“ die „Börnesche Manier, mit politischen Ideen von oppositionellem Charakter in den Formen poetischer Unterhaltung Schmuggel zu treiben,“ auf die Spitze getrieben habe. Es mag sein, daß Wolfgang Menzel auch hierauf und auf die flügelnde Phantasie, die den Roman „Maha Guru, Geschichte eines Gottes“ erfand und ausführte, in dem Sinne Einwirkung gewonnen hat, daß er Gutzkow zur Nachahmung der satirischen Romane des achtzehnten Jahrhunderts spornte, und daß dies „eine Mahnung an die Verstandeskräfte des werdenden, wo ihm ein Hinweis auf die andern Seelenkräfte, ohne deren Hilfe nichts Lebensvolles in der Kunst entsteht, doch so nötig gewesen wäre.“ Aber dieser Einwirkung Menzels überließ sich der jugendliche Schriftsteller doch nur, weil er mit dem alten Burschenschaftler in der Hauptforderung an die Litteratur: sich mit dem politischen Geiste der Zeit zu durchdringen, übereinstimmte. Das sechste Kapitel: „Verbrüderungen und Konflikte“ bringt neben dem Bericht über Gutzkows Weiterentwicklung auch die Erzählung von Laubes litterarischen Thaten als Redakteur der Leipziger „Zeitung für die elegante Welt,“ frischet eine ziemliche Anzahl von vergeßnen kleinen Litteraturvorkommnissen und verschollenen Namen wieder auf, giebt die Aktenstücke der Verhandlungen zwischen Gutzkow und Georg Cotta (dem Sohn und Nachfolger Johann Friedrichs), der den Schriftsteller gern für die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ gewonnen hätte, und zeigt Gutzkow schließlich als Redakteur des „Litteraturblattes“ zu dem von Ed. Duller in Frankfurt a. M. herausgegebenen „Böhm,“ während sich Laube gleichzeitig durch die Verfolgungen der preussischen Regierung (die weniger seiner litterarischen Thätigkeit als seiner frühern Teilnahme an der Burschenschaft galten) genötigt sah, die von ihm geführte Redaktion niederzulegen.

Hier wie bei allen Erinnerungen an jene Tage macht sich immer wieder das peinliche Gefühl geltend, daß die litterarische Jugend recht eigentlich in die trostloseste und dabei armseligste Opposition gedrängt wurde, weil der ein-

mal erweckte und von einer greisenhaften Furcht genährte Argwohn der Regierenden in jeder Lebensäußerung, jedem Übermut, jeder unreifen Selbsttäuschung, aber auch in jeder Begeisterung der Jugend eine Staatsgefahr erblickte. Die Dinge lagen so, daß den Schriftstellern, auf die dieser Argwohn einmal gelenkt war, wenig mehr half, als sie schon in der Wende der Jahre 1834 und 1835 einzulenken versuchten. Indem sich Gutzkow „Mühe gab, das neue Litteraturblatt zu dem von ihm seit langem erträumten Organ des litterarischen jungen Deutschlands zu machen und auf seine Weise das Programm einer solchen Gemeinsamkeit zu entwerfen, führte er in der That einen Zusammenschluß von Gesinnungsverwandten herbei. Es war die geistige Verbrüderung einer Anzahl liberaler junger Autoren thatsächlich im Werden, als der Bundestagsbeschluß gegen das junge Deutschland die Hauptbeteiligten traf. Das aber ist das Tragische ihres Schicksals, daß man ihre Bestrebungen, die vor dem Hambacher Fest in der That politischen Charakters gewesen waren, jetzt noch darum unterdrückte, weil man den Geist der politischen Revolution in ihnen zu treffen vermeinte, während doch das Gemeinsame an ihnen in einer Abkehr von der Politik, einer Rückkehr zur Kunst und zu denjenigen Lebensinteressen, die von jeher den Hauptgegenstand der neuern Poesie gebildet [hatten], das revolutionäre Element ihrer Gemeinsamkeit also in der That einen rein litterarischen Charakter trug.“ Obgleich dieser Satz des Verfassers nur dann zu unterschreiben ist, wenn man ihn cum grano salis versteht, so führt Prölß doch im dritten Buche seines Werkes (Das junge Deutschland und Goethe) den Nachweis, daß eine gewisse Erkenntnis, wie unfruchtbar die bloße politische Opposition, wie unkünstlerisch die unausgesetzte Hereinziehung der Tagesfragen in jede Art von Darstellung, wie albern endlich die Anschauung war, die in Goethe nichts andres erblicken konnte, als die Exzellenz mit dem Ordenssterne, in Laube, Mundt, Gutzkow aufdämmerte und durch die Anschauungen des Schriftstellers bestärkt wurde, der durch die Widmung seiner „Ästhetischen Feldzüge“ an das junge Deutschland dem litterarischen Jahrzehnt und der Schriftstellergruppe, der er selbst sich gesellte, den Namen gab. Prölß hegt offenbar eine gewisse Vorliebe für den rechenhaften Holsteiner Ludwig Wienberg, der in späterer Zeit so traurig verkam, dessen Anfänge aber, das Buch „Holland in den Jahren 1831 und 1832“ und die „Ästhetischen Feldzüge,“ eine gewisse Entwicklung zu verheißen schienen. Wienberg war nach Gutzkows Wort „bestimmt, die unmittelbare bessere Fortsetzung W. Menzels zu werden; denn demselben Boden wie dieser entsprossen, dieselben demokratischen Neigungen und Urteile über die Gesellschaft in sich vereinigend, übertraf er ihn dadurch, daß er sich einen ästhetischen Takt erworben hatte, Goethes Genius zu würdigen, und das Neue, ohne es auch in seinen Auswüchsen zu billigen, doch selbst in diesen noch zu genießen verstand.“ Prölß erinnert an die vergessne Thatsache, daß sich auch dieser „nordische Riese“

mit dem Plan zu einem zeitgeschichtlichen Sittenroman getragen habe, der „Johannes Röchlein“ heißen sollte und über Anläufe und Bruchstücke nicht hinausgekommen ist. Das Programm dazu ist nicht uninteressant, doch was sind Programme und Entwürfe innerhalb der Kunst, in der nur die Ausföhrung gilt, und in der die besten Motive untergehen, wenn sie nicht lebensvoll in die Erscheinung treten? Die Kapitel „Wienbargs Feldzüge und Laubes Krieger,“ „Rahel, Bettina und die Stieglitz“ enthalten einen wahren Überfluß von Einzelzügen zur Charakteristik jener Gährungsperiode, frischen das Bild der geistig-geselligen Zustände Berlins in den dreißiger Jahren wieder auf; als roter Faden zieht sich durch die gesamte Darstellung die immer stärkere Wirkung des Goethischen Genius auf das strebende und ringende Schriftstellergeschlecht hindurch. Willig und widerwillig schickten sich die seither von Börnes und Menzels Goethehaß beeinflussten Schriftsteller zur Huldigung vor dem größten Dichter ihrer Nation und der letzten Jahrhunderte an. „Dieser Sieg des Goethischen Genius über ein Geschlecht widerstrebender junger Geister, die gelehrt worden waren, von Goethe gering zu denken, weil er für die politischen Ideale der deutschen Jugend kein Interesse gehabt, weil er sich ablehnend verhalten zu den Ideen, die ihre Jugend begeistert [hatte], drückt dem Jahre deutscher Litteratur, das die eigentliche Geschichte einer litterarischen Vereinigung »Das junge Deutschland« umfaßt — was bisher nicht beachtet wurde — seinen Stempel auf.“ Es ist dem Verfasser vollständig gelungen, die Thatsache aufzuhellen, daß die Jungdeutschen bereits vor dem drakonischen Bundesbeschluß, der eine Selbstprüfung ihrer seitherigen Anläufe und ein Einlenken unerläßlich machte, vor einer geistigen Wendung standen, die die Kultur- und Litteraturgeschichtschreibung fälschlich der Verfolgung und Unterdrückung zuschrieben, während sie nach Prölß ein Akt der Erkenntnis, ein Eingeständnis ihres Grundirrtums war. „Wie weit sie alle zurück waren in dem, was das Dichten zur Kunst macht, das fühlten sie jetzt mit Beschämung. Den Trieb ihres Geistes, den allgemeinen Zuständen im Vaterlande den Spiegel der Dichtung vorzuhalten, durch künstlerische Gestaltung ihrer politischen und sozialreformerischen Ideale an der Umgestaltung des Bestehenden mitzuwirken, wollten sie jetzt den künstlerischen Pflichten unterordnen, welche Goethes Beispiel sie lehrte. Hand in Hand damit ging das Bedürfnis, sich laut und vernehmlich zu Goethe zu bekennen und durch die Anknüpfung an Goethe der litterarischen Bewegung, die sie vertraten, einen neuen Charakter zu geben.“ Daß es auch hier mit der bloßen öffentlichen Verkündung nicht gethan war, daß man sich in Goethes wahrhaftige Natur, die der Keim all seiner Größe war, in die lebendigen Voraussetzungen seiner Dichtung nicht hineinreflektiren könnte, sondern hineinleben müßte, haben damals die Wienbarg, Laube und Gutzkow, von Heine zu schweigen, wohl empfunden. Doch eben jetzt wurde der stärkste Schlag gegen sie geführt, der zwar zunächst Gutzkows unerquick-

lichen und unreifen Roman „Wally“ traf, aber den vielbesprochenen Bundesbeschuß von 1835 unmittelbar anregte.

Es war ohne Frage ein Stück Nemesis, daß dieser Schlag von demselben Menzel geführt wurde, dessen engherzige Feindseligkeit gegen Goethe die Jungdeutschen (nicht bloß Börne und Gutzkow, sondern auch Theodor Mundt, G. Kühne und die Schar der *dei minorum gentium*) geraume Zeit hindurch bewundert und geteilt hatten. Die Geschichte dieses Schlages, seiner unmittelbaren Folgen und der spätern Schicksale des jungen Deutschlands erzählt Pröhl im vierten Buche, das er „Trotz Acht und Bann“ überschreibt und in die Kapitel „Das Vorgehen des Bundestages,“ „Die Verfehmten“ und „Aufschwung und Ausblick“ einteilt. Die Erörterung des Anteils der ingrimmigsten Menzelschen Anklagen der jungen Litteratur und namentlich Gutzkows kommt gegenüber den inzwischen aufgetauchten Verteidigern Menzels zu dem Schluß: „Er hat den Beruf des Kritikers und das ihm anvertraute kritische Organ mißbraucht, um persönliche Gegner und Berufsrivale mit allen Mitteln übler Nachrede zu vernichten, er hat sie mißbraucht in Ausdrücken und Wendungen, die unter den damals herrschenden, ihm gar wohl bekannten Zeitverhältnissen einen Staatsprozeß auf die Häupter seiner Feinde lenken mußten.“ Ohne der Meinung zu sein, daß Menzel nur aus Brotneid, in dem angeblichen „Kampf ums Dasein“ seine leidenschaftlichen Angriffe gegen Gutzkows „Wally“, und alles, was ihm gleich dieser als Unzuchtslitteratur erschien, gerichtet hat, vielmehr überzeugt, daß Menzel nach seiner ganzen Anlage und Vergangenheit nicht anders konnte, als die junge Litteratur, die ihm „eine Schule der frechsten Unfittlichkeit und der raffinirtesten Lüge“ deuchte, auf Tod und Leben zu bekämpfen, können wir Pröhl im Hauptpunkte nicht Unrecht geben. Verwerflich und unrecht war eben der Appell an die Staatsgewalten, das Heraufbeschwören eines Gespenstes anarchistischer Bewegungen, das Umsichwerfen mit „der Bestialität und Raubsucht, die in den Höhlen der Verworfenheit noch schlummern.“ Menzel mußte wissen, daß prätentiv raffinirte und dabei doch langweilige Bücher wie Gutzkows „Wally“ oder Theodor Mundts „Madonna“ auf die untern Schichten nicht den leisesten Einfluß haben konnten, daß Räubergeschichten wie der „Bairische Hiesel“ und „Johann Bückler, genannt Schinderhannes“ weit bedenklicher auf die Volkspheantasie wirkten, als Gutzkows eiskalte Lüsterheit in der Sigunenszene seines sogenannten Romans oder Mundts geschmacklose Unterhaltungen mit einer Heiligen. Die Einzelheiten der durch Menzels Angriffe heraufbeschworen oder doch beschleunigten Verfolgung gewähren nur noch teilweise Interesse; höchst wunderbarlich nimmt sich für uns, die wir an die äußersten Mißbräuche und Frechheiten der Schreib- und Druckfreiheit gewöhnt sind, das Mannheimer Verhörprotokoll aus, nach dem man dem Verfasser der Wally eröffnete: „Für die Äußerungen der in einem Roman figurirenden Personen haftet, wie natürlich, der Verfasser. Sind sie von einer

Beschaffenheit, daß sie unter ein Strafgesetz fallen, so muß ihn als gesetzliche Folge der Handlung die Strafe treffen.“ Der nahe liegende Einwand Gutzkows, daß man nach diesem Grundsatz in der Poesie keine Verbrechen und keine Laster mehr schildern dürfe, und die Berufung auf Schillers „Räuber“ scheint bei dem endgiltigen Urteil des Mannheimer Hofgerichts allerdings ins Gewicht gefallen zu sein. Daß die Härte des Bundesbeschlusses nicht durchgeführt werden konnte, schon um deswillen nicht, weil sich hervorragende gut konservative Persönlichkeiten dieser Härte und überhaupt seines Widerstimm schämten und ihrerseits den einzelnen in Acht und Bann gethanen Schriftstellern zu Hilfe kamen (auch hierfür gewährt Prölßens Buch wohlthunende Zeugnisse), daß schließlich die angeblich so eng verbundenen Schriftsteller des jungen Deutschlands ihre eignen Wege gingen und zu besondern sehr verschiedenen Persönlichkeiten wurden, deutet das Werk noch an, ohne damit die Empfindung und die Einsicht abzuschwächen, daß der Gewaltmißbrauch des Jahres 1835, indem er die jungdeutschen Schriftsteller zu Märtyrern ihrer liberalen Gesinnungen und Bestrebungen stempelte, lange und unerquickliche Nachwirkungen haben mußte. Die unerquicklichste waren die Kämpfe, die zwischen den einzelnen Genossen von ehemals ausbrachen. Selbst Prölß, der eher panegyrisch für die Helden seiner litterarischen Rettung gestimmt ist, sagt: „Wir entheben uns der unangenehmen Aufgabe, das traurige Schauspiel dieser Kämpfe im einzelnen nachzuzeichnen. Für die geistige Bewegung, welche wir hier schildern, haben sie nur die Bedeutung von Episoden, die zwar stürzten, aber nicht aufhielten. Die Verfolgung durch die politischen Gewalten hat sie [die jungdeutschen Schriftsteller] nicht nur geschädigt, sondern schließlich auch gefördert, als der Nimbus des Märtyrertums sich geltend machte; diese gegenseitigen Befehdungen haben ihnen nur geschadet. Vergebens warnten ältere Freunde vor diesen Folgen; der Trieb der Verfehmten, sich zu wehren, sich zu verteidigen, war mächtiger, er war eine historische Konsequenz aus der Thatfache, daß jeder glaubte, für die Ausschweifungen und Thorheiten des andern mit verantwortlich zu sein, nachdem der Bundestagsbeschuß aller Welt verkündigt hatte, daß sie einer Bundesgenossenschaft angehörten. Und so persönlich die Art der Bekämpfung war, als Motive wirkten auch hier die großen Prinzipien, welche den Zwiespalt zwischen Heine und Börne, zwischen dem Politiker und dem Poeten der Freiheit bedingt (?) hatten, ihr verschiednes Verhalten in dem Rangstreit zwischen der politischen Gleichheit und der persönlichen Freiheit. Der Versuch, in der Poesie beide Prinzipien neben einander geltend zu machen, hatte eine Zeit lang die so verschiedenartigen Naturen zu der Gemeinschaft vereinigt, die mit vollem Recht den Namen »Junges Deutschland« erhielt. Sie hatten gleichzeitig in der Politik veraltetes niederreißen, in der Poesie neues aufbauen wollen und wurden in dem mutigen Ringen nach Harmonie zwischen diesen Antrieben, gerade als jeder einzelne im Begriff war, seine

poetische Individualität zu Gunsten einer realistischen Poesie von dem Streben ins allgemeine zu emanzipieren, von der Acht getroffen und in ihrer natürlichen Entwicklung gestört.“

Verstehen wir den Grundgedanken der letzten Ausführungen des Verfassers recht, so ist es seine Meinung, daß die von ihm verteidigte Schriftstellergruppe ohne die politische Verfolgung, die künstliche Erregung der öffentlichen Meinung gegen sie, ohne die gehässigen Zerwürfnisse unter ihren einzelnen Genossen (die Pröbß wiederum nur als Folge der politischen Verfolgung erscheinen) viel früher als die eigentlichen Realisten zum poetischen Realismus, zu einer lebensvollen und reinen Kunst durchgedrungen sein würden. Er gesteht freilich sich und seinen Lesern ein, daß Vorzüge und Schwächen auch der spätern Werke dieser Männer (Pröbß spricht an der betreffenden Stelle zwar nur von Gutzkow, aber er hätte gerade hier ruhig verallgemeinern können) von ihrem Jugendtraum „durch die Litteratur die Wiedergeburt des zerstückten und in seinem geistigen Leben unterdrückten Vaterlandes vorzubereiten,“ beeinflusst blieben. Das „nährte ein unkünstlerisches Element in diesem Schaffen, das Element rhetorisch sich äußernder Tendenz, und auch dies war ein Erbe aus vergangenen Tagen. Neben dem Poeten schlummerte der Agitator, der Vorkämpfer für politischen, sozialen, religiösen Fortschritt. Der erwachte bisweilen zur Unzeit und ergriff das Wort, während es dem Dichter noch zukam.“ Da der Verfasser dies weiß, schießt er in seiner Darlegung vielfach über das Ziel hinaus. Die Gerechtigkeit mag erfordern, daß der allgemeine Drang der Zeit, die von Hunderttausenden geteilte falsche Zuversicht auf die tiefere Wirkung politischer Verbesserungen und Fortschritte bei den Irrtümern der Propheten jener Tage in Anrechnung gebracht werde, aber Irrtümer bleiben es doch. Fast unheimlich berührt es, wenn wir heute an jene Worte erinnert werden, die Gutzkow 1835 schrieb: „Menzel sieht nichts als Blut in der Zukunft, Menschen, welche wie losgelassne Bestien sich zerfleischen, Krieg und immer Krieg, und er lächelt darüber, wenn unser humaner Glaube eine friedliche Beilegung der großen Weltfrage ahnt. Man sollte keinen Geist der Geschichte schreiben, ohne zu untersuchen, ob die Geschichte denn in der That kein neues Problem, das die alte nicht hatte, entdeckt hat, nämlich das Problem der Humanität. Liegt in dieser Idee nichts, was zähmt und Tiger zu Menschen macht? Ist alles Frage der Existenz, der Farbe und der Erdrevolution? Ist, wenn die Herrschaft der Ideen eine Täuschung ist, dennoch ihre Proklamation nicht ebenso gerechtfertigt als die apokalyptischen Kombinationen, in welchen sich Menzel gefällt? Nein, man zeige den Zeitgenossen die Zukunft lachend und voller Ersatz für die Mühe des Augenblicks! Wer wird noch die Tyrannei hassen und die Freiheit lieben, wenn unsre Enkel nichts von uns erben sollten, als eine Zeit, die ewig blutet!“ Unheimlich, wenn wir uns heute bewußt werden, was wir geerbt haben. Nahe genug läge für die Enkel die schmerzliche

Klage, daß Führer und Kämpfer der liberalen Sache in den dreißiger und vierziger Jahren die Rehrseite der Medaille keiner Betrachtung gewürdigt und keinen Vorausblick für die schlimmen Folgen ihres einseitigen Doktrinarismus besessen haben, die Klage, daß jenen in ihrem leidenschaftlichen Trachten nach Herrschaft ihrer Ideen, besser ihrer Parteien, nie eine Anwandlung der reinern und reifern Vaterlandsliebe gekommen ist, der 1871 Graf Bismarck in seinem Zuruf an die französischen Unterhändler: *La patrie veut être servie et pas dominée* klassischen Ausdruck gegeben hat. Gleichwohl halten wir es für unerlaubt, die einzelnen für die allgemeine Stimmung nachträglich verantwortlich zu machen, es scheint uns das nicht viel besser, als wenn man Leute für die Luft, die sie einatmen, zur Rechenschaft ziehen wollte. Auch muß man Pröbß darin Recht geben, daß sich „thatsächlich von allen Dichtern der Zeit kaum einer der Wirkung des politischen Ideenstromes entziehen konnte, der erst Anfang des dritten und dann Anfang des vierten Jahrzehnts das deutsche Geistesleben durchflutete.“ Die Grundverschiedenheit dieser Wirkung auf die einzelnen bleibt darum doch unbestreitbar, und alle Entrüstung, die man über Zensur- und Polizeidruck jener Tage empfindet, kann das Recht und die Pflicht nicht aufheben, die von dem politischen Ideenstrom erfaßten Naturen auf ihren Vollwert oder Scheinwert hin zu prüfen und an die Produkte jener Gährungsjahre noch andre Maßstäbe anzulegen, als die Frage, ob ein Niederschlag des erregten Zeitgeistes in ihnen vorhanden sei oder nicht.

Auch das Buch von Pröbß wird an der Grundempfindung, mit der wir und mit uns tausende dem jungen Deutschland gegenüberstehen, nur wenig ändern. Nicht erst bei einseitig künstlerischer, einseitig ästhetischer Betrachtung oder einseitig patriotischer Beurteilung der Mehrzahl der jungdeutschen Anfänge beginnt das Gefühl der Abneigung, des Widerwillens gegen die Unnatur und Präntension, die reflektirte Genialität und komödiantische Eitelkeit, die — neben bessern und berechtigtern Elementen — so viele jungdeutsche Geisteswerke entstellen. Im Namen des Lebens wurden die angeblich akademisch erstarrten Schöpfungen der seitherigen Poesie bekämpft, im Namen des Lebens die Entfesselung der Subjektivität für unerläßlich erklärt, im Namen des Lebens ein neues, größeres Zeitalter der Litteratur prophezeit. Was aber wußten diese jugendlichen, zugleich unreifen und überreifen Apostel vom Leben, was ließen sie als Leben gelten, welche Rechte legten sie dem Leben bei, das sie umgab, wo suchten und fanden sie Leben? Hieß ihnen nicht ausschließlich ihr eignes Begehren und die Unruhe ihres Blutes, ihr Bedürfnis nach Genuß und äußerem Aussehen, ihre eigne geistreichende Schilderung von Zuständen, die sie nicht kannten, und von Menschen, die ihnen selbst glichen, Leben? War ihnen die frische, unverkünstelte Natur nicht fremd und gleichgiltig, galt ihnen alle Gesundheit und alle schlichte Tüchtigkeit nicht für hausbacken, wog ihnen die ganze Summe der menschlichen Leiden und Freuden, die unabhängig von

jeder politischen Verfassung, jedem religiösen Dogma und jedem philosophischen System sind und bleiben, nicht federleicht? Was hatte ihre Geringschätzung des unmittelbaren Empfindens mit ihren Freiheitsbestrebungen, was ihre Abkehr von der einfachen Wahrheit und jener Pietät, ohne die es kein echtes Menschentum und keine innere Größe giebt, mit ihrem Drang zum Neuen, was ihre Verachtung der warmen Heimatliebe und ihre vortrassende Weltbürgerei mit ihrem Wunsch zu schaffen, Deutschland einer schönern und größern Zukunft entgegenzuführen? Man kann liberale Bestrebungen, jugendlichen Drang zum Neuen und patriotische Wünsche, für die Pröhl mit sehr zahlreichen Belegstellen zu Felde zieht, durchaus als echt gelten lassen und wird dennoch sagen müssen, daß den Jungdeutschen das richtige Verhältnis des tiefempfindenden Schriftstellers, des Dichters zum Leben gebracht. Ehe sie noch etwas der Rede wertem erlebt, ehe sie irgend ein Stück der Welt mit lebendiger und warmer Liebe erfaßt, ehe sie einen fruchtbaren Anteil an den Dingen gewonnen hatten, warfen sie sich zu Reformatoren, zu Wortführern einer allseitigen Umwälzung des Daseins ihres Volkes, ja des ganzen Menschengeschlechts auf. Im allzuregen Wetteifer, sich im Zeitgemäßen den Rang abzulaufen, in der Furcht, den Augenblick der Wirkung in einem hastig lebenden Zeitalter zu verfehlen, mußten sie vorübergehenden Reflexionen, Einfällen, mit denen man höchstens Sournalleser von heute auf morgen verblüffen konnte, eine viel zu große Wichtigkeit beilegen und bei starkem Selbstgefühl, ja eitler Großmannsucht doch auf das höchste Genügen verzichten, das in selbstvergeßener Hingebung an die Welt der Erscheinungen wie der Ideen wurzelt. Wenn man gerade an der Hand des Pröhl'schen Werkes wahrnimmt, wie sich die Jungdeutschen flatternde Gedankenfäden, träumerische Ahnungen, unklare Stimmungen, embryonische Zweifel zu weltnotwendigen und welterlösenden Ideen und Offenbarungen umwandelten und diese der Zeit aufredeten, so kann man sich der Erinnerung an die Chamisso'schen Schneidergesellen nicht erwehren:

Das Dritte, Herr König, noch wissen wirs nicht,
Courage, Courage!

Doch bleibt es das beste an der ganzen Geschicht,
Wir bestehn auch darauf bis ans jüngste Gericht.

Und wo man ernstere Teilnahme zu hegen vermag — Pröhl entfaltet viel liebenswürdigen Eifer, sie zu wecken — da wird man nachträglich mit Immermann (in dessen Tagebuch von 1838) sagen müssen: „Was wie ein Fluch auf diesen jungen Männern haftet, ist ihre Überraschung. Sie verzetteln sich in kurzen Bewegungen, und alles, was Leben, Studien, Schicksal erst im Menschen zur Reife kommen lassen soll, wird herb und grün von ihnen aus den Zweigen geschüttelt.“ Es sind nicht die Gegensätze von liberal und konservativ, von Jugend und Alter, von künstlerisch und politisch praktisch, um die es sich in dieser Frage handelt, sondern die Gegensätze von ernster Hin-

gebung an das Leben, an die Wirklichkeit und eine ideale Überzeugung, oder das Spiel mit beiden zu Gunsten der eignen selbstherrlichen Persönlichkeit und irgend einer Rolle. Auch Pröbß hat sehr wohl gefühlt, daß von allen Jungdeutschen, trotz Heines größerm Genie, Gutzkow und Wienbarg am ehesten diese Prüfung bestehen können, und betont den selbstvergeßnen Ernst ihres Wesens wiederholt mit Entschiedenheit. Die liberale Tendenz allein hat jedenfalls das, was uns an der Natur, der persönlichen Entwicklung, der Kampfweise und der ganzen Einwirkung des jungen Deutschlands auf unsre Litteratur zurückstößt, nicht zu verantworten. Dichter wie Julius Moser, Nikolaus Lenau, Hoffmann von Fallersleben standen nur allzusehr unter dem Druck der politischen Doktrinen und Hoffnungen jener Tage und hinterlassen dennoch einen andern, wohlthuenden Gesamteindruck.

Ohne Zweifel hat der Verfasser mit gutem Recht ebenso wie den Zusammenhang der jungdeutschen Bewegung mit den vorangegangnen patriotischen und burschenschaftlichen Bestrebungen auch den Zusammenhang mit spätern Entwicklungen nachgewiesen. Leider aber geht er hierin viel zu weit und spricht dem jungen Deutschland Früchte zu, die aus andern Keimen und Samenkörnern erwachsen sind, als aus denen, die nach der Julirevolution ausgestreut wurden. Immermann ist unter allen Umständen kein Schüler, Nachfolger oder gar Nachahmer des jungen Deutschlands, Immermanns „Epi-
gonen“ sind ohne die Programme, die Wienbarg oder Laube für den großen Zeitroman aufstellten, entstanden (sie waren schon 1823 begonnen), und man darf einem lebens- und geistvollen und hochstrebenden Talent wie Immermann wohl zutrauen, daß er zu seinem „Münchhausen“ aus eigener Kraft gediehen wäre, ohne der „Ästhetischen Feldzüge“ zu bedürfen. Die Gegensätze zwischen Friedrich Hebbel, Gustav Freytag, Otto Ludwig und der Gruppe der jungdeutschen Tendenzschriftsteller reichen viel tiefer, als Pröbß im Schlußkapitel seines Buches einräumen will, und ein paar verbindliche Briefe, die einer oder der andre der letztgenannten Dichter an den Herausgeber einer einflußreichen Zeitschrift oder den Dramaturgen eines großen Theaters geschrieben hat, berechtigen noch lange nicht, selbständige und im tiefsten Kern anders geartete, mit Seele und Sinnen, mit Naturgaben und Künstlerwillen anders gerichtete Dichter zur Klientel Gutzkows zu rechnen. Wenn einzelne Beurteiler der in Rede stehenden Litteraturperiode ungerecht, ja hart und dabei oberflächlich verfahren sind, so wird diese Ungerechtigkeit und Härte wahrlich nicht durch eine über alles Maß hinausgehende Verherrlichung ausgeglichen, vielmehr die Versuchung nahe gelegt, nun zur Ehrenrettung und gerechten Würdigung der nicht tendenziösen Zeitgenossen und der später als die Jungdeutschen wirkenden Talente die Gährungsperiode der dreißiger Jahre einer noch viel schärfern und herbern Kritik zu unterwerfen. Wollten wir hier im einzelnen nachweisen und erörtern, was alles Pröbß nach unsrer Meinung mit Unrecht in die Wagschale seiner Littera-

rischen Helden wirft, so würde es der Auseinandersetzungen kein Ende geben. Die Klippe aller Rettungen ist hier nicht vermieden worden. Der Apologet Jungdeutschlands täuscht sich offenbar weit weniger über die künstlerischen Mängel seiner Helden, über die Gefahr, die in ihrer Zwitterstellung und Zwitterbildung lag (in einzelnen Fällen hebt er Mängel und Gefahr mit feinem Sinn und Takt hervor), sondern über die Grenzen ihres ursprünglichen poetischen, gestaltenden Vermögens, über die Schranken ihrer Aufnahmefähigkeit für Eindrücke der Natur, des Lebens, über ihre Fähigkeit zu verzichten. Das Geheimnis, daß die Aufgabe des echten Dichters neben ihren höchsten Preisen einen unbedingten Verzicht auf gewisse Wirkungen und Erfolge einschließt, ist den Jungdeutschen schwerlich ganz verborgen geblieben, aber die Kraft zu dieser Resignation hat ihnen im entscheidenden Augenblicke beinahe immer und überall gefehlt.

Wir wollen hier innehalten. Eine noch eingehendere Kritik würde zu vieles erörtern müssen, was für uns weder Bedeutung noch Folge mehr haben kann, was heute nur „Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut“ ist. Wir verübeln es Pröbß nicht, daß er sich mit ehrlicher Wärme und Überzeugung der von ihm geschilderten Bewegung annimmt, daß er in der wirklichen und scheinbaren Kühnheit der Ideen der von ihm geschilderten Schriftstellergruppe einen Ersatz für die Zerfahrenheit und Geschmacklosigkeit ihrer litterarischen Aussprache findet, daß er die unleugbare Feindseligkeit der Jungdeutschen gegen die Lyrik und die geschlossnen poetischen Formen wo nicht zu leugnen doch auf ein geringes Maß herabzusetzen sucht, wir vermögen aber seine Anschauung nicht zu teilen und seiner Polemik gegen andersgesinnte nicht zuzustimmen. So gewiß sein Buch eine Fülle vergebener Denkwürdigkeiten der Litteraturgeschichte neu belebt, gewichtige Beiträge zur Kenntnis der Zustände bringt, die in einer Zeit sinnloser Demagogerie und altersschwach gewordener Zensur vorherrschten, so entschiedne Anerkennung seine Pietät und seine beredte Fürsprache zu Gunsten der „Verfehmten“ verdient, er darf uns nicht verargen, daß wir schließlich nach wie vor den Geist, der der geöffneten Flasche wieder und wieder entsteigt, für abscheulich häßlich halten. Friede sei mit uns!



Aus der stürmischen Zeit



Is der Kausch von 1848 versflogen war und fast nur Katzenjammer zurückgelassen hatte, der sich ebenso wie der Kausch bekauntlich in sehr verschiedener Weise äußern kann, erschienen in Menge Erinnerungen von Teilnehmern an der zuerst schönen, dann wüsten und zuletzt trostlosen Bewegung. Verschiedne solche Bücher beanspruchten als Geschichte angesehen zu werden, während sie doch